



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Condoyanni, Costa de: Modernes Hellenentum

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nach wenigen Augenblicken war Sebastian allein. Er stand noch vor dem Mauerloch und der Mond schien in sein blasses Gesicht. Wie schnell war sie an der schwanken Brücke hinabgeglitten, dann stand sie an der anderen Seite; noch einmal winkte sie und es klang wie ein Dankeswort zu ihm herüber. Die Gulen schrien, vom Turm klangen einige Schläge und er wußte, daß die Mitternachtsstunde bald vorüber sein würde.

Langsam ging er ins Haus, verbarg mit zitternden Händen das Bündel und kniete in seinem Betstuhl nieder. Über ihm hing der heilige Sebastian und lächelte bei all seinen Schmerzen. Waren sie so schlimm gewesen als die, die ein sündiger Mensch jetzt empfand? Sebastian legte den Kopf in die Hände und weinte.

(Fortsetzung folgt)



Modernes Hellenentum

Von Costa de Condoyanni



ben auf der Akropolis stehen die edlen Reste des Parthenon und überragen weithin sichtbar die Stadt Athen und ihre Umgebung. Aber es ist leider nicht nur das materielle Athen, das sie beherrschen.

Nacht ein Schiff dem griechischen Gestade, so fliegen alle Blicke den Denkmälern einer entschwundenen Herrlichkeit zu. In der Stadt selbst schweift der Fremde zwischen Trümmerhaufen umher, um sich aus ihnen mit Hilfe von Eingepaukten, Gehörtem, Gelesenem und eigener Phantasie eine alte Welt aus Marmor und Tunika aufzubauen. Nichts kümmert ihn, was er sonst sieht: die ihm begegnenden Menschen, die von ihm durchwanderten Straßen sind ihm angesichts der alten Kunstschätze nur ein notwendiges Übel, eine unterhaltsame Kuriosität. Weh dir, mein armes Griechenland! Wirst du immer nichts sein als Parthenon und Akropolis?

Dies aber ist das wirkliche Athen. In einem Caféhäus — Athen ist übervoll von ihnen — sitzt breit der griechische Philister, der Kleinbürger. Im Dunste von türkischem Kaffee und Zigarettenrauch baut er sich auf seine höchst eigenen Berechnungen und Theorien ein neues Wunderreich des Schlaraffenlebens auf. Der vornehme Grieche aber will gar kein Grieche sein. Er verbringt den Nachmittag in irgendeiner polerspielenden Damengesellschaft mit

Gesprächen über den neuesten Pariser Schläger und seine Absicht, demnächst wieder seine gewohnte Reise über Marseille nach Paris anzutreten. Alle aber fühlen sich als die Nachkommen des großen Perikles und seiner Athena, alle sind stolz darauf, daß der Schatten der Akropolis über sie fällt und — sie erdrückt.

Indessen sitzen in einem kleinen Kaffeehaus eines entlegenen Stadtteils einige Künstler zusammen. Hier ist die Luft reiner, denn nur wenige rauchen und nur ein Drittel bestellt einen Kaffee, obschon dieser hier bloß 10 oder gar 5 Lepta kostet. Die Besucher sind fast ausschließlich bildende Künstler, Dichter und Schauspieler; der Typus des Musikers fehlt in Griechenland so gut wie völlig. Blasz und verhungert seufzen und klagen sie über ihr furchtbares Los. Eine Sehnsucht beherrscht sie alle: die nötigen Mittel aufzutreiben, um in das paradiesische Ausland zu fliehen. Einige von ihnen sind in der Fremde groß geworden, wie der Dichter Jean Moréas in Paris und der Maler Guisis in München. Nun möchten ihnen alle nach. Nimmt man den Direktor der Königlichen Akademie der bildenden Künste und noch ein oder zwei andere aus, die bei der Aristokratie eingeführt und beliebt sind, so muß der Rest der athenischen Künstler mit erniedrigenden Arbeiten sein Brot verdienen, mit Schildermalen oder mit der mechanischen Fabrikation sogenannter byzantinischer Heiligenbilder für einen Händler gegen einen mehr als kärglichen Lohn.

Der Dichter ist im heutigen Athen noch schlimmer daran. Es ist möglich, daß er bei einer der wenigen mangelhaft finanzierten Zeitungen oder Wochenschriften als Reporter unterkommt, um sich langsam, langsam unter tausend Widerwärtigkeiten emporzurackern. Es gibt ja auch hier und da einen Buchverleger oder einen den Druck bezahlenden Mäcen. Aber es gibt kein Honorar. Der Dichter kann von Zeit zu Zeit ein oder zwei Franken verdienen, indem er mit seinem Werke hausieren geht oder einen Bekannten unter der Hand bittet, ihm ein Buch abzulaufen. Stephanos Marzolis ist nach Solomos als der größte Dichter des heutigen Griechenland anerkannt. Einige Zeit hielt er sich mit Stundengeben über Wasser. Dann geriet er ins äußerste Elend, verkaufte seine schöne Bibliothek und verreckte schließlich, während der letzten Kriege von seinen helfenden Freunden verlassen, auf dem Stroh.

Für die Schauspieler hat sich die Lage in den letzten Jahren ein klein wenig gebessert, aber wie steht sie heute noch für die Mehrzahl? Um nur einigermaßen bei einer Theatergesellschaft unterzukommen, muß der Schauspieler eine hübsche Frau haben. Der Durchschnittsgriech geht nur der Frauen wegen ins Theater. So engagieren denn die Theaterdirektoren lediglich Frauen mit einer möglichst großen Liebhaberschar, und der als notwendiges Übel mitengagierte Mann muß da, abgesehen von seiner schauspielerischen Tätigkeit, passiv mittun, um im richtigen Augenblicke allein in irgendeinem berücktigten Spielfelder zu verschwinden.

Das letzte Jahrzehnt hat eine gewisse Reformation angebahnt. Die königliche Bühne wurde geschaffen und Constantin Christomanus, der bekannte ehemalige Vorleser der Kaiserin Elisabeth von Osterreich, eröffnete die „Neue Bühne“. Beide Bühnen mußten nach wenigen Jahren schließen. Aber oben auf der Akropolis glänzt noch immer das Parthenon und freut sich seiner Überlegenheit.

Ist nun wirklich das griechische Volk zu arm, um sich für Kunst und Literatur interessieren zu können? Im Auslande wird der Wohlstand Griechenlands bedeutend unterschätzt. In Athen selbst wie in der Provinz sitzen genügend reiche Leute, die sich ihre nationale Kunst ruhig etwas kosten lassen könnten. Jedes Jahr besuchen zahlreiche französische Theatertruppen wie Ferrody, Loutaine, Lerot usw. das Land. Sie verlangten bescheidenerweise nicht weniger als 20 Drachmen für einen Parkettstiz, ein Preis, der sich während der berühmten Chante-Clair-Tournee auf 50 Franken verstieg. Der Preis für einen Parkettstiz im Hoftheater betrug nur 4 Drachmen. Die französischen Truppen machen glänzende Geschäfte; am Geldmangel liegt es also nicht. Wohl aber an einem Mangel an ernstem Interesse für nationale Kunst.

Die Dualität des Gebotenen trägt gleichfalls keine Schuld. Das Hoftheater stand zweifellos auf einer höheren Kulturstufe als die hier überall blühenden Café-Chantants. Die Ausstattung war glänzend, kostspielig und künstlerisch. Die großeuropäisch gebildeten Dichter und Schauspieler stellten ein im Vergleich mit dem Auslande durchaus nicht minderwertiges Material dar. Nur etwas fehlte: freie Luft, Aufschwung, mit einem Worte das Sprungbrett.

An Interesse von oben war keineswegs ein Mangel, wie dies die Künstler teilweise behaupten. Mehr als auf den Ausstellungen Bilder kaufen, Dichtern Jahresgagen zahlen, mehr als ein Theater erbauen und es trotz gewaltigen Defizits durchhalten, konnte auch König Georg der Erste nicht tun. Ja, der König tat noch weit mehr. Seine Majestät ließ sich dazu herab, die tonangebenden Familien zu besuchen und ihren eifrigen Besuch in dem neuen Hause anzuregen.

Soll immerhin der Endzweck aller Kunst Vergnügen sein, wie das die Mehrheit will, so gibt es daneben doch noch ein anderes: die Wahrung nationaler Güter, deren Notwendigkeit jedes reife Volk empfindet und für die sich das ganze Volk einzusetzen hat. Es muß nicht ohne Bitterkeit ausgesprochen werden, daß man solches nationales Empfinden weder beim griechischen Volke noch bei vielen der griechischen Künstler findet. In Griechenland erschlägt die Vergangenheit die Gegenwart. Der Grieche sieht ausschließlich rückwärts. Er führt seine Herrlichkeit auf die großen Ahnen zurück und läßt im übrigen das neue Hellas Hellas sein. Seine Begierde nach Fortschritt erschöpft sich in der Nachäffung ausländischer Moden, mögen diese auch zu seinem Charakter wie die Faust aufs Auge passen. Vor allem ist Frankreich der Leuchtturm, nach

dem sich der Grieche orientiert, die gesamte Kunst und Geistesrichtung des Landes wird von der französischen Sprache bestimmt. Moréas dichtete französische Sonette, die Handlung der gelesesten Romane hat Paris zum Schauplatz, und die Werke der beliebten Dramatiker könnten überall spielen, nur nicht in Griechenland. Hier und da, wie bei dem Maler Kalli, der, technisch von Israels beeinflusst, heimatliche Motive malt, scheinen ebenso nationale Anläufe vorhanden zu sein wie in einigen Byzanz verherrlichenden Theaterstücken. Gefühl und Wirkung aber sind rein äußerlich und verflauen ins Rührselige oder in einen doktrinären Chauvinismus.

Zum Genießen, zur Kunst muß jedes Volk erst reifen. Nicht Spende noch Wohltat können solche Reife herbeiführen, dies kann allein eine bewußte Erziehung. Die Macht zur Kunstsziehung nun besäße in Griechenland einzig und allein die Regierung.

Sobald eine fortschrittlich national denkende Regierung in Griechenland etwas für die Kunst tun will, ist sofort eine gegnerische Mehrheit mit ihrem Geheimmittel zur Stelle; und dieses Geheimmittel heißt: Sprache! Zwei Sprachen bestehen in Griechenland nebeneinander: die „demotiki“ oder freie Bürger Sprache und die antiquisierende „katarevousa“ oder reine Sprache, die auf Stelzen geht. Sobald nun irgendein neues bedeutendes Werk zu entstehen scheint, stürmt die antiquisierende Sprache dagegen an, und so wird jede neue Leistung, jeder künstlerische Fortschritt unmöglich. Noch immer beherrschen Griechenland Parthenon und Akropolis.

Den besten Beweis für die ganze Sachlage liefert das Schicksal des neuen griechischen Theaters. Im Ausland lebende Griechen hatten König Georg bedeutende Summen zur Verschönerung Athens zur Verfügung gestellt. Der König beschloß in richtiger Erkenntnis dessen, was seiner Hauptstadt besonders mangelte, die Errichtung eines königlichen Theaters. Thon, der Adjutant des Königs, wurde zum Intendanten ernannt. Leider benutzte er die Gelegenheit, einen ihm gehörigen Bauplatz in der Konstantinstraße auf diese Weise gut loszuwerden, so daß sich also das königliche Theater in einer Gegend erhob, die ungefähr dem Berliner Norden entspricht. König Georg, der Paris außerordentlich liebte, weilte inzwischen in der französischen Hauptstadt und versprach dort gutmütigerweise der Réjane, sie solle die Ehre haben, sein Theater zu eröffnen. Nun brach der Sturm in der Presse Athens und bei den griechischen Philologen los, die beide der Ansicht waren, ein nationales Theater müsse auch vor allem der nationalen Muse dienen. Die Geldmittel waren durch die ungeheuren Unkosten aufgebraucht. Heftige Presseangriffe waren zu erwarten, so beschloß man denn schließlich, mit einem eiligst zusammengerafften, mehr als ungleichwertigen griechischen Schauspielermaterial das Spiel zu beginnen. Der griechische Dichter Wlachos wurde zum Direktor ernannt, als Oberregisseur wurde der an namhaften deutschen Bühnen geschulte Herr Glenomo berufen. Leider machte die Minderwertigkeit eines Teiles der zusammengerafften Schau-

spieler eine Leistung unmöglich, die einer wirklichen Kunststätte würdig gewesen wäre. Sollte die königliche Bühne der nationalen Sache dauernd gewonnen werden, so hieß es sofort an die Ausbildung neuer Kräfte gehen. Die königliche Theaterschule wurde gegründet und von Anfang an gut besucht.

Soweit sah alles vielversprechend aus, wäre nur nicht von Anfang an Uneinigkeit unter den Beteiligten ausgebrochen! Zunächst einmal versteifte sich die Réjane auf das königliche Wort, so daß man ihr wohl oder übel die der Eröffnungsvorstellung folgenden Abende einräumen mußte. Inzwischen bekämpften sich Herr Blachos, der unbedingte Anhänger der antiken und der antiquisierenden Dichter, und Herr Ekonomo, welcher für das modernere Repertoire nach deutschem Muster eintrat. Der Zwiespalt in der Leitung spiegelte sich in zwei einander feindlichen Schauspielere lagern wider. Die alten rein deklamatorischen Schauspieler, die sich so gern „die griechische Sarah Bernhardt“, „der griechischen Talma“ nennen ließen, und die vom Regisseur Ekonomo neu zugezogenen Kräfte konnten sich nicht vertragen. Sieger blieb in beiden Fällen — der Parthenon, und was jung war mußte weichen. Zu gleicher Zeit veranlaßten Unzuträglichkeiten in der Theaterschule den König, sie wieder zu schließen, so daß die Schüler all ihre glänzenden Hoffnungen wie Seifenblasen zerplatzen sahen. Auch die in Griechenland mit den Dichtern identischen Journalisten sahen sich in ihren besten Erwartungen betrogen, da ihre Stücke nicht einmal gelesen wurden. Die gesamte Presse blies Sturm auf das Hoftheater, das ja nur einem fremden Idiom diene und auf griechischem Boden keine Existenzberechtigung habe. Ekonomo reichte seine Demission ein und die jungen Kräfte folgten ihm. Damit geriet aber alles ins Wanken.

Das Publikum hatte sich von Anfang an dem königlichen Theater gegenüber unverzeihlich gleichgültig verhalten. Ab und zu kam es wohl einmal zu Premieren. Aber alle Bemühungen Seiner Majestät selbst konnten nicht verhindern, daß z. B. der wunderbar ausgestattete „Sommernachtsraum“ bei seiner vierten Wiederholung eine Bruttoeinnahme von 27 Drachmen und 60 Lepta ergab. Die gute Gesellschaft konnte sich von ihren im Winter in Athen üblichen Poltergesellschaften nicht trennen, außerdem war ihr das Gebotene nicht französisch genug. Die gelehrte Welt und ihre Anhänger fanden die Sprache auf der Bühne nicht standesgemäß und raubten ihr damit den letzten Halt. Das Defizit wuchs enorm, die Streitigkeiten taten desgleichen, so entschloß sich denn König Georg, das Theater zu schließen. Der neuerdings unter meiner Mitarbeit unternommene Versuch, es wieder zu eröffnen, scheiterte an dem Aufstande von 1909, auf dessen politische Gärungen schließlich die Kriege und die Ermordung des Königs folgten.

Nicht besser erging es der beinahe gleichzeitig eröffneten „Neuen Bühne“. Auf den Trümmern des Dionysos-Theaters, am Fuße der Akropolis, hatte der Gründer Christomanos im Mondenschein eine Eröffnungsrede gehalten, die nur verlacht wurde. Sowohl die junge Poesie als auch die jungen Schauspieler

wurden nicht ernstgenommen. Schließlich errang dann Christomanos mit einigen Kochonerien den ersehnten finanziellen Erfolg, der aber den Verfall des Ganzen eher beschleunigte als aufhielt. Das jetzige Theaterleben besteht ausschließlich in einem lächerlichen und erbitterten Kampfe der Epigonen beider Bühnen. Spielen die einen ein aus dem Zolaschen Roman grob zurechtgezimmertes Theaterstück „Nana“, so spielen es die anderen auch und sogar am selben Abend. Das Theater ist verwahrlost, das geistige Leben liegt brach.

In das Ruder der Regierung kam ein Mann, der von der Bedeutung der nationalen Kunst und von der Notwendigkeit eines nationalen Theaters durchdrungen war. Ich meine Benizelos, unseren großen Premierminister. Als er mit dieser seiner Herzenssache vor das Parlament trat, da begegnete er einem derartig wütenden Widerstande, daß er sich selbst in höchster Gefahr sah. Wieder mußten Kunst und Geist vor dem Gespenst einer toten Überlieferung verstummen.

Trotzdem haben wir alle, die wir nicht nur an ein totes, sondern an ein zukunftsreiches Leben Griechenlands glauben, nie die Hoffnung aufgegeben, daß uns gerade dieser Mann einmal die Morgenröte einer neuen besseren Zeit huraufführen wird. Er hat politisch mit so vielen alten Vorurteilen glücklich aufgeräumt und dafür so viele neue, allen klar vor Augen liegende Fahrten geschaffen, daß er uns auch weiter helfen wird. Möge doch der ganze geistige Ballast abgeschüttelt und die Schätzung des Altertums in jene Schranken gewiesen werden, die durch inzwischen verfloßene Jahrhunderte und Jahrtausende errichtet wurden! Luft und Raum soll werden für eine neue Geistesströmung und eine neue Kunst, die der Seele der jetzt lebenden Menschheit und den Zielen und Wünschen einer neuen Nation gemäß sind!

